

Kein Täter werden? – Bindungs- und traumasensible Wege aus der Gewaltbereitschaft in der Kinder- und Jugendhilfe

Einleitung

Nach Fröhlich-Gildhoff und Röser (2012) lassen sich konstant hohe Zahlen von gewalttätigen Kindern und Jugendlichen in allen europäischen Ländern feststellen (vgl. auch OECD 2009). Im Kontrast dazu sind jedoch nur begrenzt erfolgreiche Handlungsstrategien in der professionellen Arbeit mit diesen Kindern und Jugendlichen zu verzeichnen. Bei stationär untergebrachten Kindern und Jugendlichen kommt es für MitarbeiterInnen vor Ort nicht selten zu einem hohen Belastungslevel im Arbeitsalltag. Die meisten der gewaltbereiten Kinder und Jugendlichen haben in ihrer Kindheit selbst problematische Erfahrungen und Gewalterlebnisse durchlitten. In den stationären Einrichtungen weisen bis zu 80% der Kinder und Jugendlichen traumatische Belastungen auf, ca. zwei Drittel sogar mehrfach (Schmid 2007). Die betroffenen Kinder und Jugendlichen entfalten ein buntes und vielfältiges Symptomspektrum, insbesondere im Bereich dissozialer Störungsbilder (Schmid 2010; Schmid et al. 2010).

Die Erschütterung über solche und ähnliche schwerwiegenden Auswirkungen früher Traumata auf Kinder und Jugendliche führt nicht selten zu einer Zentrierung auf die Schäden und Verletzungen der Betroffenen. Diese pathogenetische Sichtweise erschwert es jedoch, Bewältigungsstrategien aufzufinden, die eine positive Verarbeitung unterstützen. Dabei gerät zudem häufig aus dem Fokus, dass betroffene Kinder und Jugendliche mit den Erfahrungen weiter ihr Leben bestreiten müssen und dies vielen unter großen Anstrengungen auch gelingt. Auch Kindern- und Jugendlichen, die Gewalt erfahren haben und inzwischen bereits wieder ausüben, kann durchaus die Chance eröffnet werden, aus dem Teufelskreis auszusteigen. Dazu jedoch benötigt es jedoch eine angemessene Unterstützung in den betreuenden Einrichtungen.

Eine europäisch angelegte Daphne-Studie der Therapeutischen Gemeinschaften Wien¹ in Zusammenarbeit mit einer Forschungsabteilung der Donau-Universität Krems hat sich dieser Thematik zugewendet. Das Daphne-Programm ist ein Teil des Europäischen Programms „Fundamental Rights and Justice“ und leistet einen Beitrag zum Schutz von Kindern, jungen Menschen und Frauen vor Gewalt, vor Gesundheitsgefährdungen und sozialer Ausgrenzung. Das vorliegende Projekt fand – entlang der EU-Förderungslinie – in Zusammenarbeit mit einer Reihe weiterer stationärer Einrichtungen aus Spanien und Bulgarien statt. Fokussiert wird im Folgenden jedoch der deutschsprachige Teil der Studie. Als Fokus der Untersuchung wurden Kinder und Jugendliche befragt, wie Einrichtungen gestaltet sein müssen und was Fachkräfte anbieten können, um sie auf ihrem Weg aus der Gewalt zu unterstützen. Die daraus erarbeiteten Ergebnisse und einige Schlussfolgerungen daraus werden im folgenden Artikel zur Diskussion gestellt.

Aus der Gewalt in die Gewalt? – Ein Daphne-Forschungsprojekt

Das Forschungsprojekt² konzentrierte sich in der Zielsetzung auf jene Gruppe Jugendlicher, die wiederholt aggressives, impulsives und destruktives Verhalten gezeigt hatten, häufig zugleich selbst

¹ Die Therapeutischen Gemeinschaften (TG) sind ein gemeinnütziger Verein, dessen Aufgabenbereich die individuelle, beziehungsabbruchsfreie und kontinuierliche Erziehung von Kindern und Jugendlichen in familienähnlichen Strukturen umfasst. Zielsetzung der TGs ist, mit den Kindern und Jugendlichen zusammen die Grundlage für eine selbstständige Lebensführung zu legen. Die Konzeption und Zusammenarbeit der beteiligten Einrichtungen ähnelt dem TWG-Verbund in Berlin (vgl. dazu u. a. Arbeitskreis der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin 2009).

² Das vorliegende Projekt wurde von den Therapeutischen Gemeinschaften (TG) initiiert und in Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Psychotherapie und psychosoziale Interventionen des Departments für Psychotherapie und biopsychosoziale Gesundheit an der Donau-Universität Krems durchgeführt (vgl. u. a. Radler et al. 2014). Alle nachfolgend erwähnten Originalzitate ehemaliger BewohnerInnen und BetreuerInnen stammen aus dieser Untersuchung. Der Artikel greift zudem auf eine vorangegangene ausführlichere Publikation zu dieser Thematik zurück (Gahleitner et al. 2014).

Gewalt erlebt hatten und aufgrund dessen oder wegen weiterer Verhaltensauffälligkeiten und Multiproblemlagen im Jugendwohlfahrtssystem in stationären Einrichtungen untergebracht waren (vgl. hier und im Folgenden Gahleitner et al. 2014). In der Durchführung des Projekts wurden insbesondere die AdressatInnen selbst, die betroffenen Jugendlichen, deren Eltern und die MitarbeiterInnen der Einrichtungen in den Fokus der Betrachtung gestellt, da immer wieder deutlich wird, wie wenige wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse in diesem spezifischen Versorgungssegment und aus dieser Perspektive vorliegen (vgl. u. a. Baur et al. 1998; Macsenaere & Herrmann 2004; Schmidt et al. 2002).

Entlang der Fragestellungen, wie Jugendliche, deren Eltern und BetreuerInnen die Erfahrungen der Jugendlichen mit der Gewalt in ihrer Lebenswelt einschätzen und inwiefern sie durch die stationäre Kinder- und Jugendhilfemaßnahmen Unterstützung erhalten, wählte das Projekt ein komplexes Interviewdesign. 12 Mädchen und Jungen im Alter von 14 bis 18 Jahren wurden interviewt. Zusätzlich dazu wurden Entscheidungsträger bzw. Leitungskräfte von Einrichtungen und Eltern (4 weitere Interviews und Gruppendiskussionen) befragt. Mithilfe halboffener problemzentrierter Interviews (Witzel 1982, 2000) wurde versucht, einen Zugang zur Lebensrealität der Befragten zu schaffen. Zur Auswertung der Interviews mit den Jugendlichen wurde eine qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2000, 2002; Mayring & Gahleitner 2010) angewendet (vgl. ausführlich zum methodischen Vorgehen den Abschlussbericht des Projekts: Radler et al. 2014).

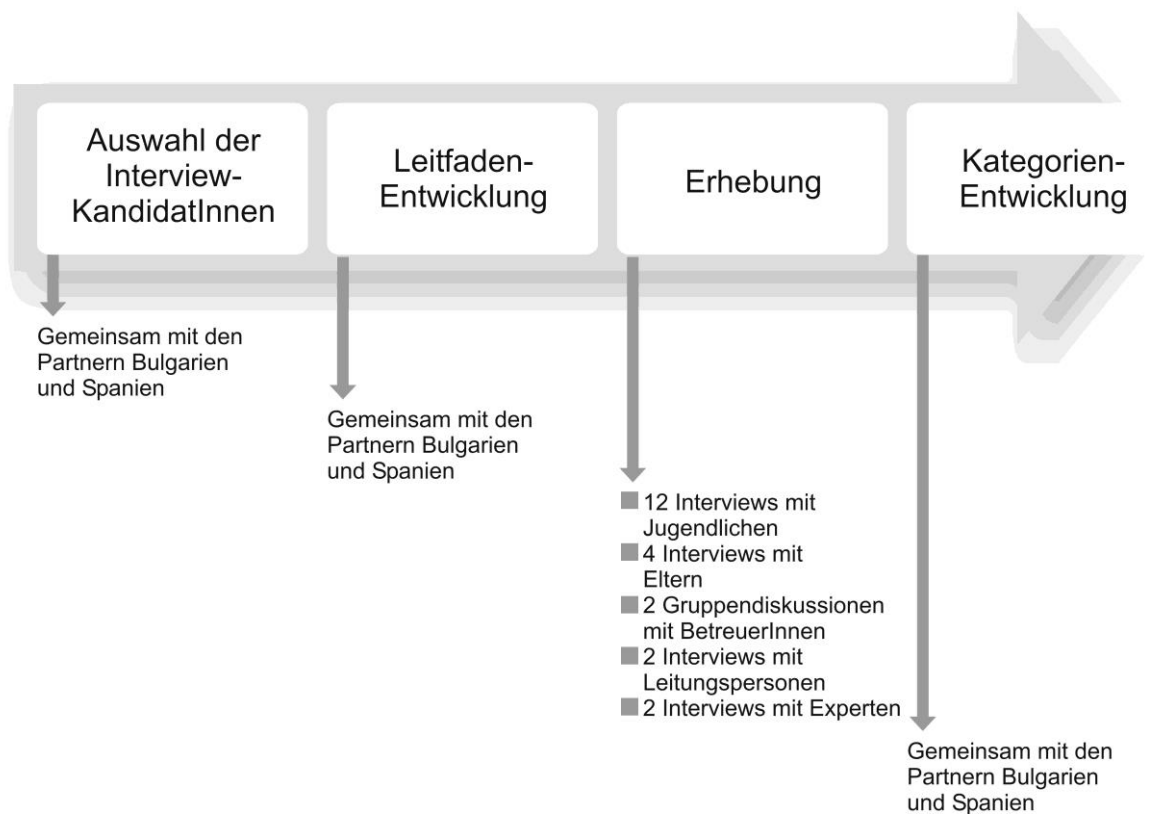


Abbildung 1: Forschungsdesign

Wege in die Gewalt

Betrachtet man die Ergebnisse, zeigen die Wege der Jugendlichen in die Gewalt – übereinstimmend mit vorherigen Forschungsergebnissen (vgl. ähnliche Ergebnisse im Projekt Fröhlich-Gildhoff & Röser 2012) – überwiegend zerstörte oder fragmentierte familiäre Strukturen in ihren Biografien auf. Verschiedenste Gewaltformen erweisen sich bereits in der Kindheit als „normaler“ Bestandteil des familiären Alltags. Die Kindheit bzw. das Jugendalter ist nach den Aussagen der Jugendlichen von zahlreichen Konflikten geprägt: Trennungsprozesse, PartnerInnenwechsel bei den Eltern, Todesfälle oder Strittigkeiten der Eltern, psychische Krankheiten oder Suchtphänomene sowie Kommunikationsschwierigkeiten und Beziehungsbrüche sind an der Tagesordnung. So erzählt z. B. Franz, stellvertretend für eine Reihe anderer Jugendlicher: „Meine Schwester z. B. hab‘ ich nicht gekannt. Die hat mich dann im Netz angeschrieben, und sie hat gesagt: ‚Kennst du die Mutter?‘ Und

das ist meine gleiche Mutter, wir haben die gleiche Mutter, und deswegen sind wir auch Schwestern, also Halbgeschwister.“

Auf dieser Basis bedarf es dann lediglich eines Auslösers, um einen langfristigen destruktiven Verlauf anzustoßen. Alexander beschreibt anschaulich: „Von da an dann hat man mich immer genervt, gehänselt und sonstige Sachen. Ich hab' mir das meiste gefallen lassen, aber irgendwann kommt, läuft das Fass über.“ Gerlinde erläutert: „Ich wollte das nicht weiter ins Thema bringen, hab' dann immer mich zurückgezogen, und dann war ich aber so ein total aggressives Kind, ich hab' immer – ich bin halt so, ich schlucke alles, was ich sehe, ich schluck', schluck', und dann explodier' ich.“ Neben dieser Ventilfunktion wird die Gewalt in der Folge jedoch mehr und mehr zu einem Durchsetzungsinstrument für eigene Wünsche, wie Bewohner Franz anschaulich beschreibt: „Dann hab' ich wirklich meine Kraft dann auslösen [können], also meine Aggression, die ich gehabt hab, also das war endlich ein gutes Gefühl, weil ich einfach schon ziemlich voll geladen war für das, was [ich] dann eigentlich nicht machen sollte. ... Ja, und das erste Gefühl, dass ich dann ausgezuckt bin, und dann bin ich halt immer öfters ausgezuckt, weil – weiß ich nicht, weil's Strafen gegeben hat, und die haben mich einfach gestört, und dann hab' ich einfach nichts sagen können, was das Problem ist, sondern das hab' ich dann mit Gewalt gezeigt, was ich nicht möchte.“

Bei fast allen Jugendlichen steht eine Reihe traumatisierender und erniedrigender Erfahrungen im Hintergrund der Gewalthandlungen. Die Bewohnerin Gerlinde z. B. erkennt für sich den Zusammenhang mit ihren früheren Erfahrungen: „Wegen meiner Vergangenheit oder so, dann mag ich das nicht, weil ich wurde damals in der Volksschule nur gemobbt. Und irgendwann hat's mir halt gereicht, weil vier Jahre gemobbt werden und dann noch zusätzlich will ich das nicht mehr, dass ich noch einmal gemobbt werde, dann hab ich's halt umgedreht, dann bin ich halt das Arschloch. 'tschuldigung, aber ...“ Das daraus resultierende auffällige Verhalten in der Schule und in anderen Institutionen wird von der Jugendhilfe zu spät erkannt und eskaliert bei den meisten Jugendlichen in sog. „Jump-Stay-Karrieren“, einem rapiden Wechsel und Aufenthalt der Jugendlichen in unterschiedlichen Einrichtungen und sich stets verändernden Kontexten.

Der Bewohner Franz z. B. bringt dieses Phänomen mit wenigen Sätzen prägnant auf den Punkt: „Zuerst bei meiner Mutter, dann bei meinem Vater gewechselt, dann in die XY [Name der Psychiatrie] eineinhalb Jahre, dann bin ich in die XY [Name der TG1] gekommen, dann in die XY [Name der TG2], also bevor ich nach XY [Ort der TG2] und XY [Ort der TG1] komm', also noch einen Sprung, also von XY [Ort der TG1] bin ich dann in eine andere WG kurz gekommen, ganz kurz für ein, zwei Tage, glaub' ich, dann bin ich in XY [Name der Psychiatrie] gekommen, und dann bin ich in XY [Ort der TG2] gekommen. Und jetzt bin ich dann in XY [Ort der TG2], und jetzt komm' ich ins Betreute Wohnen, also so die Wechsel.“ Die Jugendlichen erleben diese Brüche und Wechsel als fremdbestimmt. Darauf reagieren sie mit Versuchen, die Selbstbestimmung zurückzugewinnen – und wenn sie dabei auf der Straße leben müssen.

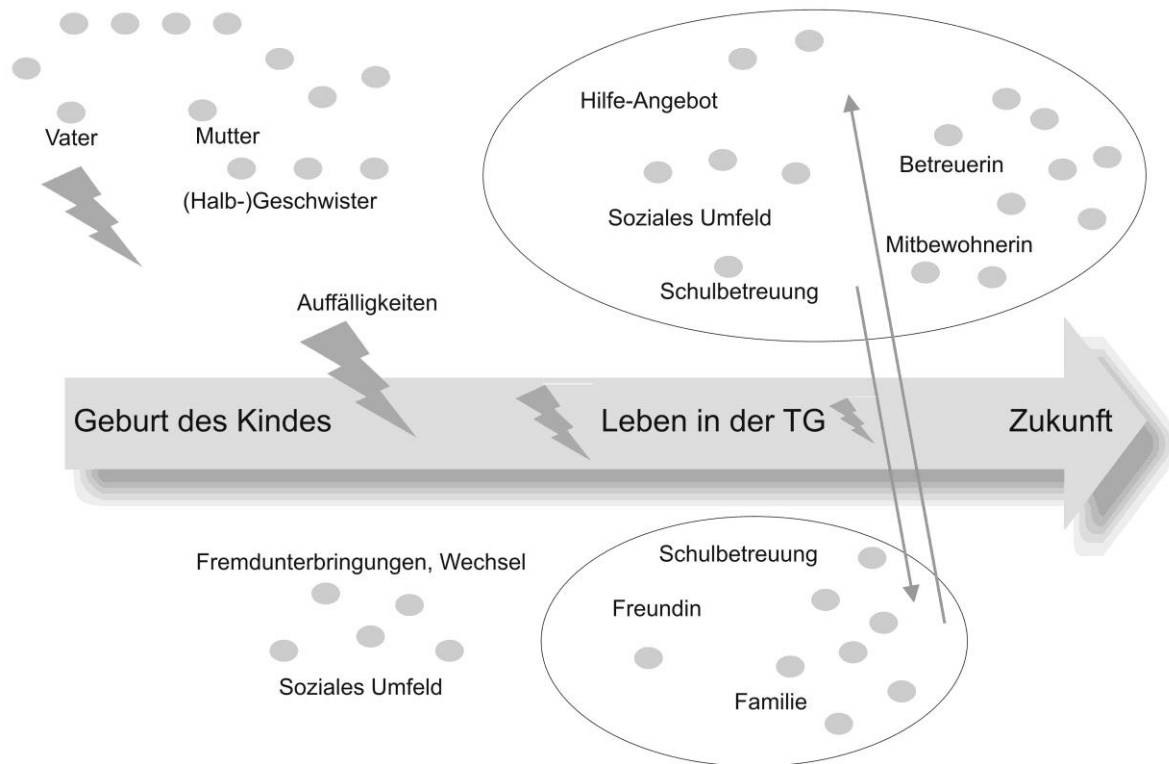


Abbildung 2: Biografien der Jugendlichen

Wege aus der Gewalt

Wie aber gelingt es den Jugendlichen, Wege aus den Gewaltverhältnissen zu finden, den erlittenen und den selbst ausgeübten? Die Antworten dazu sind sehr klar und eindeutig: Erst wenn es einer Einrichtung gelingt, Rahmenbedingungen und Strukturen sinnvoll in einem gemeinsamen Dialog und unter Einsatz gelingender Hilfebeziehungen partizipativ für die Jugendlichen zugänglich zu machen, können sie als wirksame Hilfestellung erlebt werden. Befragt, woran sie denn erkannt hätten, dass sie in der jetzigen Einrichtung landen konnten, kommen die Jugendlichen insbesondere auf die Beziehungsarbeit der Einrichtung zu sprechen. In der eigenen Not in einer „Vertrauensbeziehung wirklich verstanden zu werden“, nimmt laut den befragten Jugendlichen die tragende Rolle positiv erlebter Wirkung ein. Alexander kann das ständige Abwägen der Jugendlichen, sich einer Einzelperson in einer Einzelbeziehung anzuvertrauen oder sich dagegen zu entscheiden, gut veranschaulichen: „Ich vertraue ihr, ich vertraue auch der XY [Name einer Betreuerin], aber der XY [Name einer anderen Betreuerin] vertraue ich auch, aber normalerweise selten, dass ich wem viel Geheimnisse anvertraue.“

Die professionelle Beziehung ist für die Jugendlichen also eine hoch brisante und zunächst skeptisch beäugte Angelegenheit. Sie gelingt nur, wenn die BetreuerInnen hinter gewalttätigem Verhalten auch andere Signale wahrnehmen können – z. B. Bedürftigkeit –, so eine Betreuerin: „Viele Kinder suchen nach Aufmerksamkeit. ... Oder vielleicht brauchen sie auch zu hören, dass sie gut sind, dass sie es wert sind. Weil, das haben sie anscheinend nicht so oft gehört gehabt in ihrem Leben. Aufmerksamkeit, Körperkontakt.“ Viele Jugendliche drücken ihre Bedürfnisse zunächst mit widersprüchlichen Handlungen aus – einerseits in Form von Gewaltakten, andererseits auf der Suche nach Körpernähe: „Er hat herum getobt. ... Und irgendwann einmal kommt er dann schon mit dem Körper nahe. ... Er kann es, er schafft es nicht, zu sagen: ‚Du, ich brauch‘ eine Umarmung. Komm‘ her, ich will dich umarmen.‘“ Eine Betreuerin stellt fest: „Die Auslöser sind eigentlich immer ähnlich. Es ist: Man fühlt sich ungerecht behandelt oder verunsichert oder einfach seine Grenzen nicht wahrgenommen, und ja, daraus entstehen dann individuell die unterschiedlichsten Reaktionen eben in Richtung Verteidigung“.

Zunächst, so die Ergebnisse der Studie, erscheint es also für die Beendigung der selbst ausgeübten Gewalt wichtig zu sein, eine tragfähige „schützende Inselerfahrung“ in einer fachlich informierten Umgebung zu machen (Gahleitner 2005, 2011). Der bzw. die BetreuerIn „muss dafür als eine

verlässliche sichere Basis fungieren, von welcher aus der Klient seine Probleme mit emotionaler Sicherheit bearbeiten kann“ (Brisch 2011, S. 30). Franz beschreibt das anschaulich: „Und jetzt bin [ich] dann eigentlich äh besser geworden, also ... fünf bis sechs Jahre habe ich dann durchgehalten, dass ich dann in der WG bleibe und dass ich nicht rausgeschmissen wurde halt nach einem Zeitpunkt, also auch schlimmen Zeiten. Und da wäre ich fast rausgeschmissen worden, aber doch, sie haben mich behalten, weil sonst hätt' ich's vielleicht gar nicht geschafft.“ Bei ihren Versuchen, die aggressiven Durchbrüche zu verhindern und unter den alten Gewalterfahrungen nicht „auszurasten“, entsteht immenser Druck. So berichtet Hanna: „Da kriege ich so einen Druck innen, und dann merk' ich, dass ich dann auszucke. Und jedes Mal, wenn ich das spüre, dann geh ich ... geh' spazieren, ja, und so was halt. Und dann geht's wieder“.

Eine zentrale Rolle für diesen sicheren Ort spielt die Betreuungsqualität des gesamten Einrichtungsnetzwerks und der Vernetzung darüber hinaus. Benedikt erkennt für sich die Bedeutung dieser Qualität: „Also, früher war das eher, dass ich ausgezuckt bin, also da war's dann ärger als wie jetzt.“ Zentral ist dabei jedoch, so eine Betreuerin, dass es „ganz individuell [ist] bei jedem Einzelnen, was er braucht und wie wir zu reagieren haben“. In diesem Miteinander im Betreuungsnetzwerk abgestimmten Kontext kann dann auch die begleitende Therapie ihre volle Wirkung entfalten. Gerlinde resümiert: „Ich gehe jetzt in Therapie ... jede Woche einmal, und ich find' es auch generell, wenn man mit so mit jemandem redet, dann lernt man auch zu reden. Weil, früher hab' ich es nur in mich hineingefressen, und ich wollte nie reden.“

Schlussfolgerungen

Die – hier nur kurz angerissenen – Ergebnisse der referierten Studie lassen sich gut mit maßgeblichen Studien der in den letzten Jahren stetig wachsenden Jugendhilfeforschung (vgl. Überblick Macsenaere 2013) in Beziehung setzen. Jugendhilfe wirkt demnach: Über 70% der Hilfen sind nach mehrfach replizierten Ergebnissen erfolgreich und wirken positiv auf Verhaltensauffälligkeiten, Kompetenzen und das soziale Umfeld der Kinder und Jugendlichen (vgl. für den stationären Bereich z. B. die JULE-Studie: Baur et al. 1998; Thiersch 1998; vgl. mit Bezug zum Anteil traumatisierter Kinder Schmid 2007). Neben den Hinweisen auf die Dauer der Hilfeleistung – erst Hilfen ab einem Jahr und mehr wirken in einem größeren Ausmaß – und auf die negative Bedeutung von Abbrüchen (Hamberger 1998; Kühn 1998; Macsenaere & Herrmann 2004) rückt immer mehr die Beziehungs- und Partizipationskomponente, also das konkrete Alltags-, und Betreuungsgeschehen in den Vordergrund des Wirkungsspektrums (vgl. ausführlich Arbeitskreis der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin 2009).

Betrachtet man das vorliegende Forschungsprojekt daher abschließend, so lassen sich die Ergebnisse passfähig in den vorhandenen theoretischen Rahmen bewährter Konzepte und Wissensbestände der Traumapädagogik einordnen (vgl. ausführlicher Gahleitner et al. 2014). In den letzten Jahren haben sich unter diesem Stichwort psychosozial ausgerichtete Konzepte für betreuende Arbeitsbereiche der Kinder- und Jugendhilfe ausdifferenziert. Die Konzepte sind nicht aus dem Nichts entstanden. Als Vorläufer und Teilkonzepte dieser neuen Fachrichtung nennt die Pionierin Wilma Weiß (2003/2011a) die psychoanalytische Pädagogik (vgl. Übersicht bei Dörr 2010), die traumazentrierte Pädagogik (Uttendörfer 2008), die Pädagogik des Sicheren Ortes (Kühn 2006), das Konzept der Selbstbemächtigung (Weiß 2011b), die Traumapädagogische Gruppenarbeit (Bausum 2013), die (Selbst-)Fürsorge für PädagogInnen als institutioneller Auftrag (Lang 2011) und das Konzept des Therapeutischen Milieus (vgl. aktuelle Übersicht bei Gahleitner 2011, 2012, i. V.).

Traumapädagogische Konzepte richten sich an Fachkräfte stationärer Einrichtungen, um durch spezifische Fort- und Weiterbildungen einerseits und die Schaffung tragfähiger Strukturen in den Institutionen andererseits diesen anspruchsvollen Arbeitsbereich qualitativ hochwertig auszustatten. Aus dem professionellen Vorgehen der BetreuerInnen entsteht für die Jugendlichen die Chance, an diesem neuen Ort die vorherigen Odyssees der Abbrüche durch die verschiedenen Institutionen zu beenden und ein schützendes pädagogisch-therapeutisches Milieu (Gahleitner i. V.) für die Adoleszenzphase zu finden, in dem versucht wird, das gewalttätige Handeln dialogisch vor dem jeweiligen biografischen Hintergrund zu verstehen. Der Ansatz der Traumapädagogik geht entlang dieser Überlegungen davon aus, dass gewaltbereite Jugendliche nicht aus dem Umstand von Erziehungsfehlern oder charakterlichen Defiziten handeln, sondern der Übergriff ein Produkt des erlebten traumatischen Geschehens ist und somit vor diesem Hintergrund verstanden und behandelt werden muss (Gahleitner 2011; Bausum et al. 2013; Weiß 2003/2011a).



(Schmid, 2008)

Abbildung 3: Ansatzpunkte für traumapädagogische Interventionen

Diese Überlegungen werden von den betroffenen Jugendlichen in den Interviews immer wieder, an zahlreichen Beispielen beschrieben, in den Vordergrund ihres Erlebens gerückt. Als zentrales Qualitätsmerkmal der betreuenden Einrichtung benennen die Jugendlichen ein eng geknüpftes Netz aus Bindungsbezügen, das durch einen angemessenen Sozialisationsrahmen und fundiertes Fachwissen über Trauma hindurch gewebt wird – im Sinne emotional wie kognitiv korrekter Netzwerkerfahrungen. Interessant daran ist, dass nach Aussage der interviewten jungen Erwachsenen der Schwerpunkt der „Wirkung“ eindeutig auf diesem vernetzten Alltags- und Betreuungsgeschehen liegt (vgl. dazu auch Schulze 2011). Dazu braucht es jedoch auch auf der Strukturebene „übergreifende ... Regelungen für die Arbeit mit auffälligen Kindern, Jugendlichen und deren Familien ...“, es müssen hierfür ausreichende Rahmenbedingungen hergestellt werden, die die Kontinuität und Verlässlichkeit sichern, und der Aspekt der ‚Passung‘ zwischen Jugendlichen und professioneller Bezugsperson muss schon bei der Hilfeplanung explizit berücksichtigt werden“ (Fröhlich-Gildhoff & Röser 2012, S. 29f.).

Traumapädagogische Konzepte fokussieren daher neben dem verstehensorientierten Ansatz nicht nur die Beziehungskomponente, sondern auch die netzwerkorientierte Arbeit mit Eltern und Bezugspersonen der Jugendlichen sowie den umgebenden Hilfestrukturen (vgl. Kühn 2011; Lang 2011). Hier sei uns der Hinweis erlaubt, dass die mit der Basisarbeit Berufsgruppen, die die Hauptlast dieses Geschehens tragen, die immer noch am schlechtesten bezahlten Fachkräfte in der Jugendhilfe darstellen. Qualifizierte Arbeit in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe erfordert demgegenüber eine anspruchsvolle Kombination aus verschiedensten Anforderungen: verstehende Grundhaltung, Bindungs- und Beziehungsarbeit, Fachwissen zur vorherrschenden Problematik, Strukturgebung und Flexibilität, Teamgeist, Vernetzungskompetenz, Selbstreflexion und Psychohygiene. Indem Traumapädagogik und psychosoziale Traumaarbeit auf diese Weise – vor einem breiten Wissenshintergrund zu traumatischen Reaktionen und Folgeerscheinungen – immer wieder eine akzeptierende, verstehende Grundhaltung anbieten und Achtsamkeit vor Überflutung bei übungs- und konfliktzentrierten Interventionen walten lassen, kann alltagsnah ein Mehr an Handlungskompetenz, Selbstkontrolle und Selbstwirksamkeit für die Kinder und Jugendlichen erreicht werden und in einem „gemeinsam gestalteten Raum des Zwischenmenschlichen“ (Kühn 2009, S. 135) erfahren werden.

Literatur

- Arbeitskreis der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin (Hg.) (2009): *Abschlussbericht der Katamnesestudie therapeutischer Wohngruppen in Berlin. KATA-TWG*. Berlin (Verlag allgemeine jugendberatung). http://www.forschung-stationaere-jugendhilfe.de/downloads/kata-twg_bericht.pdf (Zugriff: 21.05.2015).
- Baur, Dieter, Finkel, Margarete, Hamberger, Matthias & Kühn, Axel D. (1998): *Leistungen und Grenzen von Heimerziehung. Ergebnisse einer Evaluationsstudie stationärer und teilstationärer Erziehungshilfen*. Reihe: Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 170. Stuttgart (Kohlhammer).
- Bausum, Jacob (2013): Über die Bedeutung von Gruppe in der traumapädagogischen Arbeit in der stationären Jugendhilfe. In Birgit Lang, Claudia Schirmer, Thomas Lang, Ingeborg Andreae de Hair, Thomas Wahle, Jacob Bausum, Wilma Weiß & Marc Schmid (Hg.): *Traumapädagogische Standards in der stationären Kinder- und Jugendhilfe: Eine Praxis- und Orientierungshilfe der BAG Traumapädagogik*. Weinheim (Beltz Juventa), S. 175-186.
- Bausum, Jacob, Besser, Lutz, Kühn, Martin & Weiß, Wilma (Hg.) (2013): *Traumapädagogik. Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis*. 3., durchges. Aufl. Weinheim (Beltz Juventa).
- Brisch, Karl Heinz (2011): Die Bedeutung von Bindung in der Sozialen Arbeit. In Verena Begemann & Stephan Rietmann (Hg.): *Soziale Praxis gestalten. Orientierungen für ein gelingendes Handeln*. Stuttgart (Kohlhammer), S. 19-41.
- Dörr, Margret (2010): Gesundheitsförderung in stationären Angeboten der Kinder- und Jugendhilfe: Heime als Orte für Salutogenese. In Sachverständigenkommission 13. Kinder- und Jugendbericht (Hg.): *Mehr Chancen für gesundes Aufwachsen. Gesundheitsförderung und gesundheitsbezogene Prävention in der Kinder- und Jugendhilfe. Materialien zum 13. Kinder- und Jugendbericht*. München (DJI), S. 925-986.
- Fröhlich-Gildhoff, Klaus & Röser, Claudia (2012): Qualitätskriterien für die professionelle Arbeit mit gewalttätigen Kindern, Jugendlichen und Familien - Ergebnisse einer europäischen Vergleichsstudie. *Verhaltenstherapie mit Kindern & Jugendlichen*, 8 (1), S. 21-36.
- Gahleitner, Silke Birgitta (2005): *Neue Bindungen wagen. Beziehungsorientierte Therapie bei sexueller Traumatisierung*. Reihe: Personenzentrierte Beratung & Therapie, Bd. 2. München (Reinhardt).
- Gahleitner, Silke Birgitta (2011): *Das Therapeutische Milieu in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Trauma- und Beziehungsarbeit in stationären Einrichtungen*. Bonn (Psychiatrie-Verlag).
- Gahleitner, Silke Birgitta (2012): Traumapädagogik: Ein psychosozialer Ansatz in der Arbeit mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen. *Soziale Arbeit*, 61 (4), S. 122-130.
- Gahleitner, Silke Birgitta (i.V.): Milieutherapeutische und -pädagogische Konzepte. In Wilma Weiß, Silke Birgitta Gahleitner & Tanja Kessler (Hg.): *Handbuch Traumapädagogik*. Weinheim (Beltz).
- Gahleitner, Silke Birgitta, Radler, Hermann, Gerlich, Katharina & Hinterwallner, Heidemarie (2014): Traumatisierte Kinder und Jugendliche im Hilfeprozess – brauchen wir eine Traumapädagogik? Ergebnisse aus einem Daphne-Projekt. In Die Kinderschutz-Zentren (Hg.): *Wenn Kinder zum „Problemfall“ werden. Orientierung in schwierigen Hilfeprozessen* Köln (Die Kinderschutz-Zentren), S. 41-60.
- Hamberger, Matthias (1998): Die drei Hilfeformen im Vergleich. In Dieter Baur, Margarete Finkel, Matthias Hamberger & Axel D. Kühn: *Leistungen und Grenzen von Heimerziehung: Ergebnisse einer Evaluationsstudie stationärer und teilstationärer Erziehungshilfen. Forschungsprojekt JULE*. Reihe: Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 170. Stuttgart (Kohlhammer), S. 289-299.
- Kühn, Axel D. (1998): "Viele Hilfen in Folge" - Jugendhelferkarrieren. In Dieter Baur, Margarete Finkel, Matthias Hamberger & Axel D. Kühn: *Leistungen und Grenzen von Heimerziehung: Ergebnisse einer Evaluationsstudie stationärer und teilstationärer Erziehungshilfen. Forschungsprojekt JULE*. Reihe: Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 170. Stuttgart (Kohlhammer), S. 304-331.
- Kühn, Martin (2006): *Bausteine einer "Pädagogik des Sicheren Ortes" - Aspekte eines pädagogischen Umgangs mit traumatisierten Kindern in der Jugendhilfe*. Vortrag bei der Fachtagung "(Akut)

- traumatisierte Kinder und Jugendliche in Pädagogik und Jugendhilfe" in Merseburg am 17./18.02.2006. http://www.jugendsozialarbeit.de/media/raw/martin_kuehn.pdf (Zugriff: 20.12.2015).
- Kühn, Martin (2009): Traumapädagogik und Partizipation. Zur entwicklungslogischen, fördernden und heilenden Wirksamkeit von Beteiligung in der Kinder- und Jugendhilfe. In Jacob Bausum, Lutz Besser, Martin Kühn & Wilma Weiß (Hg.): *Traumapädagogik. Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis*. Weinheim (Juventa), S. 127-136.
- Kühn, Martin (2011): *Grundlagen & Haltungen der Traumapädagogik*. Vortrag bei der Stiftung Gott hilft, 12.03.2011.
- Lang, Birgit (2011): Stabilisierung und (Selbst-)Fürsorge für pädagogische Fachkräfte als institutioneller Auftrag. In Jacob Bausum, Lutz Besser, Martin Kühn & Wilma Weiß (Hg.): *Traumapädagogik. Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis*. 2., erg. u. korrig. Aufl. Weinheim (Juventa), S. 217-225.
- Macsenaere, Michael & Herrmann, Timo (2004): Klientel, Ausgangslage und Wirkungen in den Hilfen zur Erziehung. *unsere jugend*, 56 (1), S. 32-42.
- Mayring, Philipp (2000): Qualitative Inhaltsanalyse. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1 (2), S. Art. 20. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/download/1089/2384> (Zugriff: 20.12.2015).
- Mayring, Philipp (2002): *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken*. Reihe: Beltz Studium. 5., überarb. u. neu ausgest. Aufl. Weinheim (Beltz).
- Mayring, Philipp & Gahleitner, Silke Birgitta (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. In Karin Bock & Ingrid Miethe (Hg.): *Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit*. Opladen (Budrich), S. 295-304.
- OECD - Organisation for Economic Co-operation and Development Corporation (Hg.) (2009): *Doing better for children*. Paris (OECD).
- Radler, Hermann, Gahleitner, Silke Birgitta, Gerlich, Katharina & Hinterwallner, Heidemarie (2014): *Together against violence*. Österreichischer Teilbericht. Wien (Mediendesign).
- Schmid, Marc (2007): *Psychische Gesundheit von Heimkindern. Eine Studie zur Prävalenz psychischer Störungen in der stationären Jugendhilfe*. Weinheim (Juventa).
- Schmid, Marc (2010): Umgang mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe: »Traumasensibilität« und »Traumapädagogik«. In Jörg M. Fegert, Ute Ziegenhain & Lutz Goldbeck (Hg.): *Traumatisierte Kinder und Jugendliche in Deutschland. Analysen und Empfehlungen zu Versorgung und Betreuung*. Reihe: Studien und Praxishilfen zum Kinderschutz. Weinheim (Juventa), S. 36-60.
- Schmid, Marc, Fegert, Jörg M. & Petermann, Franz (2010): Traumaentwicklungsstörung: Pro und Contra. *Kindheit und Entwicklung*, 19 (1), S. 47-63.
- Schmidt, Martin H., Schneider, Karsten, Hohm, Erika, Pickartz, Andrea, Macsenaere, Michael, Petermann, Franz, Flosdorf, Peter, Hölz, Heinrich & Knab, Eckhart (2002): *Effekte erzieherischer Hilfen und ihre Hintergründe*. Reihe: Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 219. Stuttgart (Kohlhammer). <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/PRM-23978-SR-Band-219> (Zugriff: 20.12.2015).
- Schulze, Heidrun (2011): Alltäglichkeit als metatheoretisches Konzept Psychosozialer Traumatologie. *neue praxis*, 58 (3), S. 281-301.
- Thiersch, Hans (1998): Die Praxisrealität der Jugendhilfe im Spiegel einer wissenschaftlichen Untersuchung. In Evangelischer Erziehungsverband e.V. (EREV) (Hg.): *Leistung und Qualität von Hilfen zur Erziehung*. Reihe: EREV Schriftenreihe, Bd. 2/98. Hannover (EREV), S. 12-22.
- Uttendörfer, Jochen (2008): Traumazentrierte Pädagogik. Von der Entwicklung der Kultur eines "Sicheren Ortes". *Unsere Jugend*, 60 (2), S. 50-65.
- Weiß, Wilma (2011a): *Philipp sucht sein Ich. Zum pädagogischen Umgang mit Traumata in den Erziehungshilfen*. Reihe: Basistexte Erziehungshilfen. 6., überarb. Aufl. Weinheim (Juventa).
- Weiß, Wilma (2011): Traumapädagogik - eine junge Fachdisziplin, die zum Handeln befreit. *EREV-Schriftenreihe*, 52 (5), S. 260-267.

Witzel, Andreas (1982): *Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen*. Reihe: Campus Forschung, Bd. 322. Frankfurt (Campus).

Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1 (1), S. Art. 22. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519> (Zugriff: 20.12.2015).